

## »MIT OFFENEM BLICK | AÇIK BAKIŞLA«

### Migrantische Perspektiven zur Erinnerungskultur des Mauerfalls und der Wendezeit

Von Alexandra Weltz-Rombach und Gülriz Egilmez

#### Intro

Der Mauerfall und die Wendezeit stellen für alle zu dieser Zeit in Deutschland lebenden Menschen eine Zäsur dar. In der ritualisierten Erinnerungskultur des Monats November 1989 und der darauffolgenden Wiedervereinigung ist das Erleben dieses Epochenbruchs aus Sicht der migrantischen Bevölkerung jedoch lange eine Leerstelle geblieben.

In unserem Projekt »Mit offenem Blick | Açık bakışla« haben wir Migrant\*innen in Berlin, die den Mauerfall und die Vereinigung erlebt hatten, zu ihren Erlebnissen interviewt, um diese Leerstelle selbst zu füllen. Die Motivation entstand aus der Erkenntnis, Geschichte auch selbst schreiben zu können und nicht warten zu müssen, bis staatliche oder kulturelle Institutionen sich des Themas annehmen – es stattdessen selbst zu organisieren.

Als Initiatorinnen dieser Recherche bringen wir einen Binnenblick auf das Geschehen mit. Wir sind als Jugendliche nach West-Berlin gekommen, haben die Mauer und ihren Fall miterlebt, die 90er Jahre in Berlin zwischen Studium, politischem Aktivismus und Nachtleben verbracht. Kreuzberg und seine bewegte Geschichte war immer die Kulisse unseres Alltags. Kreuzberg bedeutet nicht nur Hausbesetzungen, radikale 1. Mai Demonstration oder Vorzeige-Multi-Kulti-Bezirk, sondern auch migrantisches Leben seit den 1960er Jahren. Der Mauerfall hat Kreuzberg und seine Bewohner\*innen tiefgreifend verändert. Der ungeliebte Rand der Stadt

wurde zur beliebten Mitte und die Veränderungen, die ihren Ursprung in dieser Zeit haben, sind bis heute zu spüren. Die erzählten Erfahrungen von Migrant\*innen fehlen im Kanon der Erinnerungskultur zum Mauerfall.



In den von uns geführten Interviews kommen politische Genoss\*innen, Freunde von Freunden und Bekannte zu Wort, die in Kreuzberg geboren und aufgewachsen sind oder die hier gelebt haben. Unser Anliegen war, ein mehr subjektives als wissenschaftlich-soziologisches Projekt zu initiieren. Entsprechend sind auch unsere eigenen Erfahrungen in die Fragen eingeflossen. Die Gespräche sind von unseren Fragen nach Ankunft in Deutschland, Alltag in Berlin, politischer Er-

fahrung, aber auch Mauerfall, Wendezeit und Rassismus getrieben und lassen den Interviewpartner\*innen Raum eigene Themen anzusprechen. Die Interviews wurden auf Video ausgezeichnet.<sup>1</sup>

Wie wird erinnert, wer wird eingeladen, wer wird gehört?

Nun war Deutschland da. Vereint im Sauschritt und ohne Chance innezuhalten, um auch nur einen Moment darüber nachzudenken, was diese Vereinigung mit der Vergangenheit zu tun hatte und wie sich in Zukunft hier die Minderheiten fühlen würden. Die Vereinigung war der Anfang für die Einschränkungen des Grundrechts auf Asyl und für die Abschiebung eines großen Teils der Ausländer im Osten, der auf diese Weise fast ausländerfrei geworden war. In der Folge sollten Asylheime brennen und Menschen getötet werden.<sup>2</sup>

Unser Projekt begann im März 2019 ursprünglich als eine offen angelegte Recherche über die Dresdener Straße in Berlin Kreuzberg. Die Dresdener Straße gehört zu den ältesten und einst längsten Straßen Berlins, doch mit dem Bau der Mauer verfiel sie zu einer bedeutungslosen Sackgasse. Der Zuzug von türkischstämmigen Migrant\*innen prägte das Viertel rund um den Oranienplatz seit den 1960er Jahren. Das 30-jährige Jubiläum des Mauerfalls stand im November des Jahres 2019 bevor, und migrantische Stimmen zum Mauerfall waren, wenn überhaupt, nur marginal vertreten. Inspiriert durch die Erzählungen zweier Freundinnen, die auf beiden Seiten der Mauer – im Westen in der Waldemarstraße in Kreuzberg und im Osten in der Heinrich-Heine-Straße in Mitte

– aufgewachsen waren, begannen wir in und um die Dresdener Straße im Freundes- und Bekanntenkreis diejenigen, die wir kannten, die in Kreuzberg im Schatten der Mauer aufgewachsen waren und gelebt hatten, zu befragen. Wann waren sie nach Deutschland, nach Berlin gekommen, wie hatten sie hier gelebt, wie hatten sie den Mauerfall und die folgende Wendezeit erlebt?

Die sechs Interviews im ersten Teil unserer Recherche geben einen spannenden, aufschlussreichen Einblick in die Erinnerungen und Erlebnisse von türkischen Migrant\*innen der ersten und zweiten Generation, wenn auch vorerst in einem sehr kleinen Rahmen. Die Erinnerungen unserer Interviewpartner\*innen drehen sich um die Kernthemen Ankunft in West-Berlin, Leben in Berlin-Kreuzberg, Besuche in Ost-Berlin, Mauerfall, Wiedervereinigung und Wendezeit.

1. Leben in Berlin – Von den 1960er Jahren bis zum Mauerfall

*Ankunft in West-Berlin – »Dann flogen sie uns von München nach Berlin.«*

Vier unserer Interviewpartner\*innen kamen Ende der 1960er-, Anfang der 1970er-Jahre nach West-Berlin. Nach dem Bau der Mauer im August 1961, der den Zustrom von Arbeitskräften aus der DDR stoppte, begann auch in Berlin die Arbeitskräfteanwerbung aus dem Ausland. Auf dem Berliner Arbeitsmarkt bestand Mitte der 60er Jahre eine starke Nachfrage nach unqualifizierten Arbeitskräften für die Industrie.

Ahmet Tunçer wurde uns von seinem Bruder, einem befreundeten DJ aus Kreuzberg, als In-

interviewpartner empfohlen. Wir trafen Ahmet am Kottbusser Tor in den Räumen von Kotti & Co., der Mieter\*innen Initiative in Kreuzberg. Ahmet ist Aktivist der ersten Stunde bei der Initiative, die sich gegen steigende Mieten und Verdrängung von Menschen, die seit Jahrzehnten in Kreuzberg leben, engagiert. Er kam Ende der 1960er Jahre als 18-jähriger Maschinenbaustudent aus Ankara nach Berlin zu seiner Familie. Sein Vater war bereits Anfang der 1960er Jahre als Arbeiter nach Deutschland gekommen und hatte zuerst seine Frau nachgeholt. Später kamen die älteren Kinder, die noch in der Türkei geboren waren. Ahmet Tunçer besuchte zunächst eine Sprachschule, um Deutsch zu lernen. Er hat in Berlin weiterstudiert, jedoch das Studium nicht beendet. Er machte seinen Abschluss bei der IHK als Maschinentechner, arbeitete in Betrieben wie Siemens und war auch gewerkschaftlich aktiv. Heute ist er pensioniert und engagiert sich als Aktivist bei Kotti & Co. Er lebt mit seiner Familie in Kreuzberg. Ahmet Tunçer erinnert sich positiv an das Miteinander zwischen deutschen und migrantischen Familien in Kreuzberg in den ersten Jahren nach seiner Ankunft:

Ich habe mich also in Kreuzberg immer wohler gefühlt. Also es gab damals sehr wenig Leute, die unfreundlich waren. Die ältere Generation, die waren also super fabelhaft. Die haben uns also angenommen, als wir hierherkamen oder meine Geschwister, wie eigene Kinder!

Besonders Frauen wurden gesucht für die Präzisionsarbeiten in den Betrieben der Elektrotechnik. Angeworbene Arbeiter und Arbeiterinnen, die aus den Mittelmeerländern nach Berlin kamen, füllten diese Lücke. Eine dieser Arbeiterinnen, die damals nach

Berlin gekommen sind, ist unsere Interviewpartnerin Sabriye Yıldız. Sie ist eine gute Bekannte von Ahmet Tunçer. Frau Yıldız kam 1969 nach Berlin.

Die Tante meines Mannes hatte eine Tochter und wir sind zusammen nach Istanbul, um uns zu registrieren. Wir hatten Glück und wurden genommen. Wir sind beide direkt mit dem Zug gekommen, aber waren voller Angst. Was machen wir, wenn wir dort ankommen? Was wird aus uns?

Ursprünglich wollte sie mit ihrem Mann nur ein paar Jahre bleiben, genug Geld verdienen, um wieder in die Türkei zurückzukehren. Frau Yıldız erzählt beim Interview sehr bewegend von ihrer Ankunft in Deutschland und ihrem Leben mit ihrer Familie in Berlin. Trotz harter Schicksalsschläge ist sie eine sehr kämpferische Frau, die sich heute als aktive Unterstützerin bei Kotti & Co engagiert. Sie ist oft im »Gecekondu«, dem Büro der Initiative am Kottbusser Tor, anzutreffen. Sie erzählte uns dort wie sie damals nach Deutschland kam:

Dann flogen sie uns von München nach Berlin. Dolmetscher haben uns empfangen. Dann gaben sie uns so ein kleines ledernes Ding. Sie hatten Geld reingesteckt und gaben es uns bei unserer Ankunft, als wir auf dem Flughafen ankamen, in Berlin. Zum Ausgeben. Dann bin ich zu Siemens gekommen.

Sie hat als Arbeiterin bei Siemens angefangen und musste in der Folge oft den Arbeitsplatz wechseln. Anfangs aufgrund des bestehenden Rotationsprinzips, das besagte, dass man nicht länger als zwei Jahre bei einem Arbeitgeber arbeiten durfte. Später wegen Schließung des Betriebs oder be-

triebsbedingter Kündigung.

Ich habe ein Jahr mit Vertrag bei Siemens gearbeitet und dann beendet. Unsere Arbeit war sehr schwer, wir machten die Lampen für die Fernseher. Wir haben Sachen gelötet. Es gab Zeiten, da konnten wir nichts mehr sehen, vieles war kaputt. Dann kam schon wieder die neue Fuhre. Alles wieder zusammenbringen. So verlief meistens unser Tag.

Wie bei vielen migrantischen Arbeiter\*innen der ersten Generation ist die Rückkehr auch für sie zur Illusion geworden. Nach langen Jahren in der Diaspora gestaltete sich die Rückkehr in die alte Heimat als schwierig, da oftmals die wirtschaftliche Situation es nicht zuließ oder die Eltern ihre Kinder nicht zurücklassen wollten. Heute lebt sie als Rentnerin in Kreuzberg.

Safer Çınar kam als Student aus Istanbul nach Berlin. Er ist deutsch-türkischer Gewerkschaftsfunktionär und war von 1991 bis 2006 Leiter der Ausländerberatungsstelle des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) in Berlin sowie Migrationsbeauftragter. Er ist einer der Bundesvorsitzenden der Türkischen Gemeinde in Deutschland und im Vorstand des Türkischen Bundes Berlin-Brandenburg. Durch seine langjährige Arbeit beim DGB in der Beratung und als Migrationsbeauftragter hat er die tiefgreifenden Veränderungen auf dem Berliner Arbeitsmarkt und die damit einhergehenden Verunsicherungen für türkische Arbeitsmigrant\*innen hautnah miterlebt. Über seine Ankunft in Berlin erzählt er:

Ich bin genau am 5. Oktober 1967 nach Berlin West gekommen, zum Studium, ich habe hier Betriebswirtschaft studiert. Das war natürlich deshalb eine aufregende Zeit, weil gerade die

Studentenbewegung in Deutschland, in Berlin vor allem, losging. [...] Und nach dem Studium habe ich den Militärdienst in der Türkei absolviert. Ich war mit einer Deutschen verheiratet, wir wollten eigentlich in die Türkei zurück. Ich hatte auch ein Jobangebot an der Uni, aber da kam der Militärputsch 1980 und dann habe ich davon Abstand genommen. Seitdem bin ich eben in Berlin.

Fatoş Güzel ist die Cousine einer Freundin, der wir von unserem Projekt erzählt hatten. Als Fatoş von unserem Projekt gehört hat, bot sie sich begeistert als Interviewpartnerin an. Sie sagte, dass sie sich bis zu unserer Intervieweinladung keine Gedanken gemacht hatte, welche Auswirkungen Mauerfall und Vereinigungsprozess auf die hier lebenden Migrant\*innen hatte und dass sie unsere Idee, diese zu beleuchten, sehr gut fand.

Ihr Vater kam in den 1960er Jahren nach Deutschland und holte 1971 seine Familie nach. Fatoş kam mit elf Jahren in die Grundschule und machte ihren Abschluss mit der mittleren Reife. Sie entschied sich für eine Ausbildung als Kinderkrankenschwester in Gelsenkirchen und war die erste Türkin in Westdeutschland, die ihr Examen erfolgreich bestand. Sie war in Gelsenkirchen politisch in der türkischen linken Szene aktiv. Befragt nach ihren Erfahrungen während ihrer Ausbildung in Westdeutschland der 1980er Jahre, erinnert sie sich an eine Begebenheit im Unterricht:

Staatskunde. Wir hatten Unterricht in Staatskunde und dann, wenn wir irgendein Gesetz durchgenommen haben, da musste ich aufstehen:

»Frau Güzel, stehen Sie mal auf. Ja und für wen gilt dieses Gesetz?«

»Für mich nicht.« Und dann wieder hinset-

zen.

Leben in Berlin-Kreuzberg – »Das war natürlich für mich der größte Kinderspielplatz der Welt.«

Nach dem Bau der Mauer wurde Kreuzberg automatisch zum Randgebiet der Stadt. Ein großer Teil der Bevölkerung, insbesondere der Arbeiter\*innen, lebte in den 1960er Jahren in Altbauvierteln, die sich entlang der Grenze zu Ost-Berlin konzentrierten. Die Wohnungen nahe der Berliner Mauer waren unsaniert und bei deutschen Mittelschichtfamilien unbeliebt. Eine sehr dichte Bebauung war und ist heute noch typisch für die Viertel. Viele Hinterhofwohnungen bestanden nur aus einem oder zwei Zimmern und besaßen in den 1960er bis 1980er Jahren weder Toilette noch Bad oder Zentralheizung. Neco Çelik wurde 1972 in Berlin Kreuzberg geboren. Er war als Jugendlicher Mitglied der 36Boys Gang, war später Erzieher und Sozialarbeiter im Jugendzentrum Naunynritze in Kreuzberg. Er arbeitet heute als Film- und Theaterregisseur. Er lebt seit seiner Geburt in Kreuzberg und hat viele Erinnerungen an die Straßen und Orte seiner Kindheit.

Ich habe das sehr spät erfahren. Viele waren traumatisiert, also über diese Dunkelheit, über die kaputten Häuser und die Klos außerhalb und so, das war alles für die ein Alptraum. Aber ich bin da drin geboren, das war das Normalste, was es gibt, alles andere hat mich irritiert als ich in der Türkei war. Aber ich bin auch in einer Zeit aufgewachsen natürlich, wo alles neu gebaut worden ist. Ich habe als Kind auf diesen Baustellen gespielt. Das war [...] natürlich für mich der größte Kinderspielplatz der Welt.

Besonders die Dresdener Straße mit dem damaligen Filmtheater Kent, dem ersten türkischen Programmkinos, hat einen nachhaltigen Eindruck bei ihm hinterlassen:

Ja, das Kent Kino war das Kino, wo türkische Filme liefen, eben was aus der Türkei rüber geschwappt ist, diese ganzen ... jetzt müsste man sie Musicals nennen. Ich durfte natürlich noch nicht rein, aber irgendwie habe ich mich da rein geschmuggelt. Das ist die Straße, wo ich sozusagen mit dem Kino in Kontakt gekommen bin. [...] Und überhaupt die Dresdener Straße war immer eine sehr spezielle Straße. Wegen diesem Hochhaus auch, diesem NKZ, weil bevor das da stand, waren da Baracken. Die ganze Infrastruktur war ja kaputt. Ich bin ja in dieser kaputten Infrastruktur aufgewachsen und ich dachte, das wäre was Normales, also weil man hier geboren ist. Ich erinnere mich an Andere, die aus der Türkei kamen. Die waren schockiert, also die waren so schockiert, dass Deutschland so aussieht. Ich weiß nicht, was für Fantasiebilder die hatten in ihren Köpfen. Dass wenn sie nach Deutschland kommen, dass dann überall, ich weiß nicht, Becher voller Milch und Wein und Honig fließt.

Kreuzberg war zu Anfang der 1970er Jahre zu 23 % von Migrant\*innen bewohnt, die z. T. unter desolaten Wohnbedingungen lebten. Ein Spiegel-Artikel aus 1974 beschreibt es so:

Kreuzbergs Türken kampieren in Kabausen aus der Gründerzeit, die ihrer Funktion als Schnitterkasernen der Industrialisierung auch 100 Jahre danach noch gerecht werden müssen. In den Hofwinkeln spielen zwischen modernem Hausrat Kinder, von denen jedes zweite polizeilich nicht gemeldet ist und deshalb auch keinen Platz in Hort und Schu-

le findet.<sup>3</sup>

Anfang der 1970er Jahre plante die Berliner Stadtregierung unter Willy Brandt die großflächige Sanierung im Rahmen der Stadterneuerung in innerstädtischen Bezirken wie Charlottenburg, Wedding, Tiergarten und Kreuzberg. Von den 470 000 Altbauten wurden vom Senat mehr als die Hälfte als abbruchreif eingestuft. Als Zeugnis dieser geplanten Kahlschlagsanierung, wie sie dann später genannt wurde, steht heute das NKZ, das Neue Kreuzberger Zentrum, am Kottbusser Tor.

Zwischen 1967 und 1973 führten die Kahlschlagsanierung und das systematische Verwahrlosenlassen von Altbauten zur Konzentration der türkischen Bevölkerung in den Sanierungsgebieten der Bezirke Kreuzberg, Tiergarten und Wedding. Wie eine Bugwelle wurde sie durch die abzureißenden Wohnblöcke geschoben. Als 1975 dem Berliner Senat dämmerte, dass seine verfehlte Sanierungspolitik unerwünschte Wirkungen gezeitigt hatte, änderte er nicht etwa seine Sanierungspolitik, sondern er verhängte eine Zuzugssperre über diese drei Bezirke.<sup>4</sup>

Der Senat beschloss, Migrant\*innen den Zuzug für Bezirke zu verweigern, in denen der ausländische Bevölkerungsanteil bereits zwölf Prozent und mehr betrug, in diesem Fall Kreuzberg, Tiergarten und Neukölln.

Zu- und Umzugssperre für die drei am meisten überbesetzten Bezirke betreffen zunächst einmal Griechen, Jugoslawen und vor allem Türken, die bei weitem das größte Kontingent (82 000) der 198 000 Personen starken Berliner Ausländergemeinde bilden.<sup>5</sup>

Wir haben Ahmet Tunçer zu seinen Erinnerungen an Kreuzberg Anfang der 70er Jahre gefragt, und er erzählte von aus seiner Sicht sehr glücklichen Zeiten. Für ihn begannen die Probleme mit der deutschen Bevölkerung, besonders auf dem Arbeitsmarkt, mit dem Anwerbestopp, der 1973 erlassen wurde. Durch den Anwerbestopp wurde zwar die Anwerbung von neuen Arbeitskräften untersagt, aber die bereits hier lebenden Migrant\*innen blieben dauerhaft und standen nun in Konkurrenz zu deutschen Arbeitskräften.

Für Safer Çınar, als Sozialist in Westberlin, war die Mauer zwar überwiegend positiv besetzt, bedeutete aber auch eine Einengung des Lebensraumes in der geteilten Stadt. Reisen in die Türkei und nach West-Deutschland bedeuteten eine Schikane für die betroffenen Reisenden.

Ja, da das sozialistische Zeiten waren ... erst mal hatte ich nichts gegen die Mauer, das hat sich natürlich später geändert. Für mich war also die Mauer kein politisches Problem, sondern Einengung in einer halben Stadt mit den ganzen Problemen, wie wenn Mann/Frau dann mal zum Urlaub in die Türkei musste. Das ging ja nicht so wie heute, unabhängig von den Preisen, es gab keine Direktflüge, weil nach Westberlin durften nur die drei Alliierten fliegen. Lufthansa, Pan Am und British Airways. [...] Zu schlechten Zeiten sind wir ab und zu mit dem Auto gefahren. Das war aber auch ein Abenteuer, weil es in allen europäischen Ländern kaum Autobahnen gab. Nur zweispurige Straßen, die völlig überfüllt waren mit wirklich unglaublichen Verkehrsunfällen. Das hat man dann auch aufgegeben.

Ercan Yaşaroğlu ist Betreiber des Café Kot-

ti am Kottbusser Tor und hat früher als Sozialarbeiter in Kreuzberg gearbeitet. Er kam nach dem Militärputsch 1980 in der Türkei über einen kurzen Aufenthalt in Libyen als politischer Flüchtling nach Berlin. Er lebt seit seiner Ankunft in Kreuzberg und ist seit den 80er Jahren in linken, migrantisch-deutschen Organisationen aktiv. Durch seine politische Arbeit kennt er die vielfältigen linken Gruppen und die politischen Auseinandersetzungen, die Kreuzberg seit den 1980er Jahren geprägt haben, aus unmittelbarer Nähe. Wir treffen ihn im Café Kotti und im Interview erzählt er uns von seinen Erinnerungen an die 1980er und 1990er Jahre in Kreuzberg.

Zum Thema Mauerfall habe ich das erste »Ausländer raus«-Graffiti 1982-1983 im Kopf. In riesigen Schriften an den Wänden war »Ausländer raus« geschrieben worden. Für mich als Neuankömmling bedeutete dieses Bild ein Nichtgewollt sein, von Anfang an, mit diesem Bild, das die Leute übersetzt haben. Für mich wurde das eine Arbeitswelt. Wir mussten immer hinlaufen und diese Schrift übermalen.

Das »Ausländer raus«-Motiv war in den 1980er Jahren in Westdeutschland ein weitverbreitetes Bild, mit dem sich Migrant\*innen auseinander-setzen mussten. Ein Aspekt, der uns in unseren Gesprächen stark interessierte, waren die Ereignisse vom 20. April 1989. Neonazigruppen hatten angekündigt, anlässlich des 100. Geburtstages von Adolf Hitler in Berlin und Hamburg Ausländer\*innen zu jagen. In einem beispiellosen Versagen empfahl der Berliner Senat Ausländer\*innen, an diesem Tag zuhause zu bleiben, weil für ihre Sicherheit nicht garantiert werden könnte.

Am 20. April haben die Faschisten gedroht,

dass sie nach Kreuzberg kommen werden und Migrantenkinder zusammenschlagen werden. Sie werden Blumen und Rosen verteilen und die Migrant\*innen sollen die Bundesrepublik Deutschland verlassen. Und die Jugendlichen haben gesagt: Nein wir haben keine Angst. Wir werden hierbleiben, wir gehen nirgendwohin, wir werden unseren Stadtteil und unsere Straßen verteidigen.

Ercan erzählt von den Anfängen der politischen Selbstorganisation von Migrant\*innen in den 1990er Jahren und besonders der Gründung der Gruppe Antifaşist Gençlik, ein Zusammenschluss mehrheitlich migrantischer, zumeist türkischer und kurdischer Antifaschist\*innen in Berlin. Antifaşist Gençlik ist bis heute ein wichtiger Bezugspunkt für die politische Selbstorganisation von Migrant\*innen.

Ich habe gemerkt, dass ich keine Emigranten ins Boot holen kann. Da habe ich gesagt in der Kreuzberger Szene müssen wir irgendwie mit türkischem Namen irgendwas machen, dass wir Jugendliche in die Szene reinziehen. Immer wenn wir mit Jugendlichen gesprochen haben, haben die immer gesagt: Wir brauchen einen türkischen Namen. [...] Dann haben wir uns Antifaşist Gençlik genannt. Wir haben 1987 mit der Diskussion begonnen und dann 1988 offiziell angefangen mit Antifaşist Gençlik. Wir haben uns offiziell am 20. April 1989 gegründet.

Besuche in Ostberlin – »Da ich damals Realsozialist war, war das ja Pflicht, dahinzufahren«

Ahmet Tunçer wie auch viele unserer Freunde

aus Kreuzberg erzählten von sonntäglichen Besuchen und Familienausflügen nach Ostberlin in den 1980er Jahren. Migrant\*innen bekamen relativ unkompliziert ein Tagesvisum und konnten am Checkpoint Charlie an der Kochstraße die Grenze überqueren.

Ich bin erst 1972 zum ersten Mal nach Ostberlin gegangen. Ich hatte auch schon einiges Wissen zum Pergamonmuseum. [...] 1,50 Ostmark musste ich zahlen, um in das Museum reinzugehen. Ich durfte aber nicht fotografieren. Fürs Fotografieren musste man eine extra Genehmigung haben. Und dann später war ich zu Besuch (im Ostteil), also auch wegen Nachtleben.

Auch Safer Çınar kann sich an seine Besuche im Ostberlin der 1970er Jahre gut erinnern:

Da ich damals Realsozialist war, war das ja Pflicht, dahinzufahren, auch um Bücher zu kaufen [...] Und natürlich auch vielleicht, um einige Bekanntschaften zu schließen, um das mal so zu formulieren. Also ich war öfters da. Wenn man eben meint, dieses System ist gut, dann ist der Mensch immer geneigt, negative Sachen nicht zu sehen, insofern zu der Zeit habe ich das auch alles als gut empfunden und mich auch wohl gefühlt.

Arbeitsleben in Berlin – »Ich hab die Arbeit gewechselt, hab beim Metall gearbeitet.«

Die in den 1950er- und 1960er-Jahren nach Deutschland eingewanderten Arbeitsmigrant\*innen bekamen den euphemistischen Titel »Gastarbeiter«. Die Bezeichnung bezog sich ursprünglich auf die geplante zeitliche Begrenzung des Aufenthalts für Arbeitsmi-

grant\*innen: Das Rotationsprinzip sah vor, dass Arbeiter\*innen nach zwei Jahren wieder in ihre Heimatländer zurückkehren und durch neuangeworbene Arbeitskräfte ersetzt werden sollten. Der Begriff beinhaltete aber vor allem eine berufliche und soziale Klassifizierung, die besonders ungelernete und flexibel einsetzbare Arbeitskräfte meinte.

Frau Yıldız erzählte im Interview von einigen ihrer Arbeitsstellen in Berlin vor dem Mauerfall:

Ich habe die Arbeit gewechselt, hab beim Metall gearbeitet. Acht Jahre habe ich dort gearbeitet. Dann wurde das auch geschlossen, bin ich woanders hingegangen. Dann habe ich in der Küche der Franzosen gearbeitet, in der Kaserne. Ich habe Frühstück für 40 Leute gemacht. Wir waren 5 Frauen, aber einige machten auch andere Jobs. Das war mein Job, wir haben bis 14 Uhr gearbeitet. Dann bin ich nach Rudow umgezogen, hab dort eine Wohnung gefunden. [...] Ich musste immer zum Kurt-Schumacher Platz. Stell dir vor ich bin um fünf Uhr morgens aufgestanden. Dann bekamen wir Kinder, zwei hintereinander. Ich brachte sie in den Kindergarten und versuchte dann schnell zur Arbeit zu kommen.

Da die Bundesrepublik nach ihrem gesellschaftlichen Verständnis kein Einwanderungs-, sondern nur temporäres Gastland war, sah die Regierung lange Jahre keine Notwendigkeit für Integrationspolitik. Spätestens mit dem Nachzug der Familien nach Deutschland wurde jedoch deutlich, dass es sich nicht um ein kurzzeitiges Phänomen handelte. Die Kinder, die in den 1970er Jahren bereits in Deutschland geboren wurden, wuchsen auf und fingen an, ihren Platz in der

Gesellschaft einzufordern.

Safter Cinar erzählte von seinen ersten Arbeitsstellen in Berlin nach seinem Studium:

Ich habe das Betriebswirtschaftsstudium zwar abgeschlossen, um einen Studienabschluss zu haben, aber hatte überhaupt kein Interesse, in dem Bereich zu arbeiten. Ich habe ungefähr elf, zwölf Jahre lang in einer Institution gearbeitet, die Schul-, und Elternarbeit gemacht hat. Da gab es ein Projekt, Schülerberatung, da habe ich gearbeitet. Und ich war auch in der Zeit, in den 80ern von 1983 bis '91, stellvertretender Vorsitzender und Vorsitzender der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, der GEW Berlin. Das machte ich ehrenamtlich.

Am 23. November 1973 wurde offiziell in der BRD der Anwerbestopp erlassen. Dieser beendete die fast 20-jährige Phase der Anwerbeabkommen zwischen der BRD und Staaten wie Italien, Spanien, Griechenland und der Türkei. Bis 1973 kamen auf diese Weise rund 14 Millionen migrantische Arbeitskräfte in die Bundesrepublik. Etwa elf Millionen kehrten in ihre Heimat zurück. Die Zahl der knapp drei Millionen verbliebenen migrantischen Arbeiter\*innen stieg bis zur deutschen Wiedervereinigung auf fast 4,8 Millionen Menschen.

Der Anwerbestopp ließ zwar kurzfristig die Zahl der ausländischen Erwerbstätigen sinken, die meisten der ehemaligen Gastarbeiter\*innen blieben aber nun dauerhaft und holten mit der Zeit ihre Familien und Kinder nach Deutschland. Somit wurde nach 1973 aus der Bundesrepublik »versehentlich« das, was die Politik eigentlich verhindern wollte: ein Einwanderungsland.

Fatoş Güzel ging 1984 nach ihrer Ausbildung als Kinderkrankenschwester nach Berlin. Sie

arbeitete an verschiedenen Berliner Krankenhäusern und hat sehr gute Erinnerungen an ihre Zeit als Krankenschwester, u.a. am Virchow Klinikum und Urban Krankenhaus. Sie war auch in Berlin in der linken Szene politisch aktiv und als Sozialistin war sie gegenüber dem Osten anfangs positiv eingestellt. Ihr Bild änderte sich nach Besuchen in Ost-Berlin und einer Reise durch die UdSSR vor dem Mauerfall, bei denen ihr vor allem die Armut der Menschen in den sozialistischen Ländern auffiel, die sie als ungerecht empfand. Nach einigen Jahren in der Pflege entschied sie sich, ihr Abitur am Berlin Kolleg nachzuholen.

Eine Situation mit einer deutschen Patientin, die sich nicht von ihr behandeln lassen wollte, ist ihr im Gedächtnis geblieben:

Und einmal auf der Station, da sagte mir eine ältere Dame: »Fass mich nicht an.« Sage ich: »Und, dann fasse ich dich nicht an, dann stirbst du auch? Ich rühr dich nicht an, ist okay.« Dann habe ich den Arzt gerufen. Als er kam, fragte er: »Was ist denn los?« Sage ich: »Ich soll nicht sie anfassen als Türkin.« Sagt er (zu der Patientin): »Dann können Sie gehen. Sie ist eine Krankenschwester, wo gibt's denn sowas hier?« Und dann habe ich gesagt: »Ich verstehe sie nicht. Ich behandle alle gleich. Bevorzuge ich jemanden? Was habe ich Ihnen getan?« Sagt sie: »Nein, ich will nicht. Sie haben hier den Arbeitsplatz von einem Deutschen.« Sage ich: »Nein, habe ich nicht. Die Stelle war frei.«

Nachdem das Ende des Wirtschaftsbooms zu einem Konkurrenzkampf auf dem Arbeitsmarkt zwischen migrantischen Arbeiter\*innen und Deutschen geführt hatte, gab es Ende der 1980er Jahre Anzeichen für eine beginnende positive Entwicklung hin zu mehr

Integration und Teilhabe. Es herrschte eine breite Diskussion um die Einführung eines kommunalen Wahlrechtes für Ausländer\*innen. Die Einführung der doppelten Staatsbürgerschaft stand zur Debatte, mit der sich Migrant\*innen und ihre Nachkommen nicht gegen ihre Herkunft entscheiden mussten, um sich für Deutschland auszusprechen. Ein offeneres Deutschland mit mehr sozialer und politischer Partizipation schien erreichbar. Fremdenfeindlichkeit war auch bereits im Westen der 1980er Jahre ein Thema, wenn auch noch nicht so vorherrschend wie es wenige Jahre später sein sollte. Niemand sah zu diesem Zeitpunkt den Mauerfall und die daraus resultierende Entwicklung kommen.

Mauerfall – »Die Öfen gibt es immer noch.«

Die rund 130 000 türkischen Migrant\*innen in Berlin erlebten den Fall der Mauer am 9. November 1989 quasi direkt vor ihrer Haustür, da die meisten von ihnen in Bezirken wie Kreuzberg, Wedding, Neukölln und somit in unmittelbarer Nähe der Mauer wohnten. Alle unsere Interviewpartner\*innen berichteten, wie sehr sie sich über den Mauerfall gefreut hatten. Die meisten empfanden die Mauer als Unrechtswerk und freuten sich mit und für die Deutschen über die überwundene Trennung. Relativ schnell wurde ihnen von der deutschen Mehrheitsgesellschaft jedoch klar gemacht, dass sie nicht willkommen waren, mitzufeiern und ihre Freude über den Mauerfall wurde nicht zur Kenntnis genommen. Die Mehrheit der Deutschen war nach dem 9. November 1989 berauscht von einem neuen Nationalgefühl und das Motto »Deutschland den Deutschen« – gebrüllt mit dem Zusatz: »Ausländer raus!« – wurde vie-

lerorts offen skandiert.

Fatoş Güzel besuchte das Berlin Kolleg, um ihr Abitur nachzuholen und hier war es, dass sie vom Fall der Mauer erfuhr:

Ja, wie gesagt, da war ich in der Schule. Wir hörten es von einer Lehrerin, die sagte: die Mauer ist gefallen. Wir alle, die ganze Schule, die ganze Straße, glaube ich, sind wir (zur Mauer) gelaufen. Freude. Wirklich Freude. Wir sind da hin und wollten gerade durch die Kontrolle und dann sagt der ostdeutsche Grenzbeamte zu mir: »Die Konzentrationslager, also die Öfen gibt es immer noch.« Sage ich: »Ja, danke schön.« Erst mal Schock, ne? Aber dass ich sofort eine Antwort gegeben habe, wundere ich mich. Normalerweise schlucke ich erst mal. Aber dann sage ich: »Ja, aber dann kommst du auch mit.«

Der Vorfall erschütterte sie persönlich sehr und machte ihr klar, dass sie von nun an vorsichtiger sein musste als bisher. Sie setzte aber für sich die Reaktion des Grenzpolitisten nicht mit allen Ostdeutschen gleich. In der Retrospektive räumt sie ein, Ostdeutsche früher ungerecht beurteilt zu haben, vornehmlich aus der Ausgrenzungserfahrung heraus. Heute sieht sie mehr die ähnlichen Erfahrungen, die Migrant\*innen und Ostdeutsche durch den Mauerfall gemacht haben. Beide Gruppen wurden überrascht vom Mauerfall und keiner wurde gefragt, was sie von der Wiedervereinigung hielten. Als politischer Mensch zieht sie Parallelen zwischen der Überforderung von migrantischen Arbeiter\*innen und Ostdeutschen durch den Mauerfall und die Wiedervereinigung.

Ahmet Tunçer erfuhr wie so viele im Fernsehen vom Fall der Mauer. Er freute sich über den Mauerfall und die endlich überwundene

Teilung, doch schon beim ersten Versuch, die geöffnete Grenze zu überqueren, stieß auch er auf Schwierigkeiten beim Grenzübergang:

Und ich war an der Oberbaumbrücke. Wir wollten also die Brücke überqueren, da haben die Ost Beamten gesagt: »Nein.« Warum? »Ja, ihr seid ja Ausländer. Die Deutschen dürfen. Ausweis zeigen und dann übergehen.« Das war ein bisschen für mich, na ja, bitter, sagen wir es mal so. Ich lebe auch in Westberlin, ich habe auch meine (Aufenthalts-)Genehmigung hier. Ich durfte nicht rein. Nach zwei Tagen konnten wir dann rein.

Ecevit Durmaz ist in Kreuzberg geboren und aufgewachsen. Wir kennen Eco seit den 1990er Jahren aus Kreuzberger politischen Kreisen. Er betreibt heute eine Pizzeria in der Oranienstrasse.

Eco war 15 Jahre alt als die Mauer fiel. Für ihn war die Mauer eine Selbstverständlichkeit. Dass sie eines Tages fallen würde, konnten sich er und seine Freunde damals nicht vorstellen. Er lebte mit seiner Familie in Kreuzberg in der Waldemarstraße und wuchs unmittelbar im Schatten der Mauer auf. Seine Eltern waren in den 1960er Jahren nach Berlin gekommen.

Auf die Frage, wie sich Kreuzberg für ihn durch den Mauerfall verändert hat, erzählt er:

Aber da hat man schon das Gefühl gehabt, ja, okay, die Gemütlichkeit geht verloren. Kreuzberg war ja abgeschottet sozusagen; Adalbert, Mariannen, entlang der Mauer. Auf jeden Fall kam da etwas auf uns zu, das wussten wir. [...] Und als Kinder hat man diese Wärme in Kreuzberg schon gespürt. Nach dem Mauerfall, da kamen viele Menschen hierher. Da war es nicht mehr abgelegen, sondern die Mitte von Berlin.

Kurz nach dem Mauerfall begannen sogenannte »Mauerspechte« in ganz Berlin die Mauer kleinteilig abzutragen. Eco und seine Freunde wurden von älteren Verwandten und Bekannten inspiriert mitzumachen.

Ja. Da haben sie erst mal auf jeden Fall ein Stück in der Adalbertstraße rausgenommen und da ging es los. Kinderbahnhof Richtung Mariannenplatz. Genau. Die älteren Leute, Bekannte haben geklopft und da dachten wir, okay, das können wir auch. Hammer und Meißel genommen und erst mal hier in der Nähe so am Kinderbahnhof dann angefangen Mauersteine herauszuklopfen. Je bunter, desto besser, haben die gesagt.

Auf die Frage, wieviel Geld sie für die Mauerstücke bekamen, antwortet er:

Unterschiedlich, von zwei Mark, fünf Mark, bis fünfzig und höher, denke ich mal. Aber wir waren keine Geschäftsleute, für uns war schon fünf Mark schon sehr viel auf jeden Fall. Aber einfach so nur mit Hammer und Meißel Geld zu verdienen, war schon eine gute Idee, und noch dafür einen Beitrag zu leisten, die Mauer wegzuschaffen.

Safter Çınar verfolgte die Pressekonferenz in der Günter Schabowski den Fall der Mauer verkündete, im Fernsehen. Die folgenden Tage war er in der Stadt unterwegs und berichtet von den Menschenmassen auf den Straßen, die Schlange standen vor den Banken, um ihr Begrüßungsgeld abzuholen, aber auch von ersten Vorfällen in der U-Bahn, wo Westberliner sich über die vielen Ostberliner in der U-Bahn aufregten. Das über Wochen und Monate überfüllte Berlin ist ein Bild aus dieser Zeit, das vielen West-Berliner\*innen

wie Safer Çınar in Erinnerung geblieben ist.

Allgemein haben wir, die Migrant\*innen-Communities, eine gute Stimmung gehabt, weil ja auch dadurch klar wurde: Jetzt ist man nicht in West-Berlin eingesperrt, kann Ausflüge machen und auch die Autofahrten nach Westdeutschland und in die Türkei sind jetzt ohne Kontrollen. Vor allem bis zum Berlin-Abkommen 1971 war das ein massives Problem, weil die DDR-Zollleute einfach, um die Leute zu ärgern, die Autos oder auch die Autobusse stundenlang an der Grenze haben warten lassen. Das war jetzt alles weg und Mann/Frau hat sich natürlich bessere Zeiten vorgestellt, was ja nicht so ganz eingetroffen ist. Auf die Frage, wo er am Tag des Mauerfalls war, erzählt Neco Çelik:

Also '89, da war ich 17. Da war ich vermutlich am Kotti, doch, wie es immer so ist, am Kotti, genau. Und eigentlich haben wir sehr spät mitbekommen, dass die Mauer gefallen ist. Erst dann so richtig, als die Leute ihre 100 DM abholen wollten, bei den ganzen Banken am Kottbusser Tor. Wir haben uns dann gefragt, warum die da Schlange stehen. Und aber natürlich im Fernsehen, da hat man es schon vorher mitbekommen. Wir haben uns immer gefragt, warum die Mauer nur am Brandenburger Tor fällt und nicht bei uns (in Kreuzberg). Den Eindruck hatten wir.

Der Nationalismus wurde durch die bevorstehende Wiedervereinigung gestärkt und die Ausgrenzung der Migrant\*innen in West- wie auch Ostdeutschland nahm in ungeahntem Maße zu.

## 2. Wiedervereinigung und Wendezeit

In den 1980er Jahren hatte sich der Status der Migrant\*innen in der deutschen Gesellschaft verändert: Sie waren von Gastarbeiter\*innen zu halbwegs akzeptierten Mitbürger\*innen, Kolleg\*innen und Nachbar\*innen geworden. Dieser Status wurde innerhalb der kurzen Periode des Mauerfalls in Frage gestellt. Die plötzliche Grenzöffnung nach 28 Jahren Teilung hatte die Menschen gleichermaßen in Ost- und Westdeutschland

überrascht, aber schnell war man sich einig: »Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört.« (Willy Brandt)

In der Folge veränderte sich das Leben der migrantischen Bevölkerung. Die Wendezeit in den 1990er Jahren ist maßgeblich von zwei Themen besetzt: die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt sowie dem erstarkenden Rassismus und die wachsende Ausgrenzung durch die deutsch-deutsche Bevölkerung.

Wendezeit und Arbeitsleben – »Aber ihr solltet es euch überlegen, vielleicht geht ihr mal zurück.«

Der gesamte Berliner Industriesektor zählte im Jahr des Mauerfalls noch rund 380 000 Beschäftigte. Nach der Wiedervereinigung setzte hier in den 1990er Jahren ein rasanter Arbeitsplatzabbau ein. Die bis dahin vorhandene Berlinzulage im Westen der Stadt fiel ebenso weg wie die Großbetriebe im Osten der Stadt. Besonders hart traf das migrantische Arbeiter\*innen, die als ungelernte Arbeitskräfte nach Deutschland gekommen waren.

Viele West-Berliner Betriebe stellten in der

Wendezeit oftmals besser qualifizierte Arbeiter\*innen aus Ostdeutschland ein, die bereit waren, für ein geringeres Gehalt als den Tariflohn zu arbeiten.

Fatoş Güzel erzählt, dass nach dem Mauerfall viele ostdeutsche Krankenschwestern an West-Berliner Krankenhäusern eingestellt wurden. Die Neuzugänge aus dem Osten waren es nicht gewohnt mit migrantischen Kolleg\*innen zusammen zu arbeiten. Sie erzählt von ausgrenzenden Erfahrungen durch ostdeutsche Kolleginnen auf der Station, die meinten, dass »Deutsche unter sich bleiben müssten.« Fatoş Güzel empfand das als unsinnig, da sie meinte, dass sie (die Türken) ja schon länger hier und die Ostdeutschen ja gerade erst gekommen seien.

Befragt zu seinen Erinnerungen an die Veränderungen im Arbeitsalltag, erzählt Ahmet Tunçer:

Und natürlich, nach dem Mauerfall, die ersten zwei Jahre nicht, aber da gab es immer noch also Arbeitsplätze in westlicher Seite. Ich habe sogar, wo ich gearbeitet habe, auch fast fünfzig Mitarbeiter bekommen vom östlichen Teil, davon aber nur ein einziger geblieben. Weil die 49, die sind also weggegangen. Die kannten dieses Arbeitsleben nicht.

Safter Çınar hatte sehr lebendige Erinnerungen an die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt für Migrant\*innen während der Wendezeit:

Ich sage ja immer, es ist vielleicht ein bisschen übertrieben, aber die Mauer ist über den Migranten zusammengebrochen. Natürlich auch über vielen Menschen in der DDR, weil die von der anderen Seite dachten, jetzt ist die Mauer weg, jetzt werden wir alle Häuser auf Mallorca haben. [...] Bei den Migranten hat sich das mehr ausgewirkt und

hinzukommt, so gegen Ende der 80er Jahre gab es ja schon eine politische Diskussion über Diskriminierung, Gleichbehandlung, mehr Rechte, kommunales Wahlrecht. Mit dem Fall der Mauer und der Vereinigung ist diese ganze Diskussion verständlicherweise sehr in den Hintergrund geraten.

Der Mauerfall war eine Zäsur im Erwerbsleben vieler Türk\*innen, ganz besonders in West-Berlin. Viele Migrant\*innen verloren in der Wendezeit ihre Arbeitsplätze und mussten sich z.T. zum ersten Mal arbeitslos melden. Die Arbeitsmigrant\*innen hatten meist ungelernete Tätigkeiten in der Industrie übernommen, die in den niedrigsten Lohnstufen angesiedelt waren. Sie waren zum Arbeiten nach Deutschland gekommen, daher stellte Deutschland für sie nicht einen Identifikations-, sondern einen Arbeitsort dar. Die Statistiken der damaligen Ausländerbeauftragten zeigen: Während die Arbeitslosenquote bei Ausländer\*innen zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung noch bei etwa elf Prozent lag, stieg sie in den nächsten zwei Jahren auf über 20 Prozent. Sie hatten Angst, den sich selbst gegenüber gerechtfertigten Status als Arbeiter\*in zu verlieren. Safter Çınar erinnert sich an die Zeit:

Mit dem Verlust der Arbeitsplätze waren natürlich auch Familienangehörige, ganze Familie betroffen. Dann gab es natürlich ein massives Problem für alle, aber manche Menschen waren mehr davon betroffen: Nämlich erstens, die Berlin-Zulage ist weggefallen. Das heißt, dein Einkommen ist gesunken. Zweitens: Die Berliner Industrie war ja nur eine Schein-Industrie. Das war ja alles nur vom Staat gesponsert, teilweise wurden ja vorgefertigte Teile nach Berlin gebracht, hier zusammen montiert und wieder zu-

rückgeschickt. Das war natürlich nicht mehr notwendig. Die migrantischen Menschen, sogenannte Gastarbeiterinnen und -arbeiter haben ja in der einfachen Montage gearbeitet, das ist von heute auf morgen weggefallen. Da das unqualifizierte Arbeitskräfte waren, hatten sie kaum Chancen irgendetwas zu finden.

Die Ersetzung ihrer Arbeitskraft durch ostdeutsche Arbeitskräfte war für viele Migrant\*innen ein einschneidendes Erlebnis. Ihre gesamte Position in der Gesellschaft war in Gefahr. Aus seiner Zeit bei der DGB Beratung erzählt Safter:

Einige Gewerkschaften hatten dann mit den Betrieben Vereinbarungen, dass, wenn sie die Industrie nach Ostdeutschland verlagert haben, sie den Arbeitskräften in West-Berlin erstmal Vorrang geben, wenn sie dort weiterarbeiten wollen. Natürlich zu ostdeutschen Löhnen.

Weiterhin bedeutete die fehlende Anerkennung für die jahrzehntelange geleistete Arbeit sowie die beginnende Ausgrenzung durch ihre langjährigen West-Kolleg\*innen für viele Arbeitsmigrant\*innen eine Enttäuschungserfahrung während der Wiedervereinigungsperiode. Aus seiner Zeit als Leiter der Ausländerberatung erzählt Safter Çınar:

Das war die Zeit, wo Leute erzählt haben, nicht nur einzelne: Wir wundern uns sehr, was jetzt in den Betrieben passiert, dass Kollegen, mit denen wir lange zusammengearbeitet haben im Betrieb und die jetzt auch anfangen: »Wollt ihr nicht zurückkehren? Wir haben jetzt hier Kollegen aus der ehemaligen DDR.« Das hat viele auch sehr verletzt, weil sie sagen: Wir waren zehn, zwanzig Jahre im

Betrieb, am selben Fließband vielleicht, haben gemeinsam gewerkschaftliche Aktionen gemacht, Streiks und alles Mögliche. Jetzt sagen dieselben Leute, zwar in netter Form: »Aber ihr solltet es euch überlegen, vielleicht geht ihr mal zurück.« Das war für viele sehr verletzend.

Wendezeit und Ausgrenzung – »Obwohl du an der Mauer geboren und aufgewachsen bist, hat diese Mauer mit dir nie zu tun gehabt.«

Relativ schnell wurde türkischen Migrant\*innen der ersten wie auch zweiten Generation klar, dass sie nicht einbezogen wurden in die Einheitsfeierlichkeiten oder in die Diskussion um Wiedervereinigung und die Frage um ihre Zugehörigkeit zu Deutschland. Neco Çelik erzählt:

Wenn ich so im Nachhinein daran denke, war es ein sehr ... sehr ... ja, ein sehr trauriger Moment. Traurig insofern, dass es so unspektakulär war für uns. Also wir hatten damit gar nichts zu tun. Obwohl du an der Mauer geboren und aufgewachsen bist, hat diese Mauer mit dir nie zu tun gehabt. Das ist was Erstaunliches. Und das zeigt letztendlich, was dann danach kam, also plötzlich dieses Zugehörigkeit(sthema), diese Diskurse waren ja eigentlich dann richtig die unterste Schublade. Also es war ja ... es war ein Gefühlschaos von gegeneinander, miteinander, übereinander, aber damals habe ich das nicht so wahrgenommen.

Ecevit Durmaz erzählte, dass seine Eltern sie als Kinder warnten fortan vorsichtig zu sein in der Stadt. Für viele Migrant\*innen war die Wendezeit eine Zeit der Ungewissheit und Angst. Eco und seine Freunde begannen den

Osten der Stadt zu erkunden und machten relativ schnell erste rassistische Erfahrungen mit Ostdeutschen:

Genau und später dann auch Schlägereien. Deswegen ist man immer als Gruppe unterwegs gewesen, mehrere Leute, mehrere Kinder. Und, ja, später haben wir dann gesehen so, so Proleten, die Nazisprüche von sich gegeben haben. Friedrichstraße, einfach ohne Grund Leute angemacht und so.

Auf die Frage, ob er selbst mal angemacht wurde:

Ja, wie gesagt, auf Friedrichstraße mit Freunden. Weil, das gab es ja vorher in Kreuzberg irgendwie nicht. Diesen Hass zu spüren so einfach so ohne Grund, da dachten wir: Okay, mit dem wurde etwas gemacht. Dass sie einfach ohne jemanden zu kennen dann einfach auf ihn losgehen können ohne Grund. Ja, ein Kumpel von mir war schon fit und der hat sich gewehrt auf jeden Fall. Der hat denen schon seine Antwort gegeben.

Nach dem Vorfall habe ich mir schon Gedanken gemacht, dass die es schon ernst meinen und dass mit einigen nicht zu reden ist, dass man sich eigentlich einfach nur schützen muss. Und einige waren halt fitter und die haben sich schon echt bewaffnet auf jeden Fall.

Er und seine Familie betrieben Anfang der 1990er Jahre einen Imbiss im Prenzlauer Berg. Eco erzählte einerseits von seinen positiven Erinnerungen aus der Zeit, andererseits auch von den Angriffen durch Skinheads und Hooligans auf Linke und die Polizei:

Na, da waren schon auch sehr coole Leute, Ostdeutsche auf jeden Fall. Echt nette Leute gewesen, aber auch natürlich ein paar herun-

tergekommene Skins und so. Richtig dumme Menschen. Es gab Schlägereien. Sie haben immer auf die Fresse bekommen, die waren nicht normal. Und dann immer noch natürlich Ostbullen noch mit Ostuni-form, die hatten Schiss vor den Skins. [...] Gab mal einen Vorfall so. Also ein paar von denen haben so ein paar Zecken, Linke, so Autonome angefangen zu schlagen. Wir haben die getrennt und kamen Bullen und die haben da nichts gemacht eigentlich. Die standen da und sind weggegangen und die haben weiterhin draußen gebrüllt. 1992, 1993 so. Wir haben gesagt, okay, jetzt können wir niemanden mehr anrufen, also haben wir uns gewehrt.

Nachdem die Zahl der Asylanträge in den Jahren zuvor stark gestiegen war, wurde Zuwanderung vermehrt als ein von der Politik bislang ungelöstes Problem wahrgenommen. Die CDU, CSU, FDP und SPD auf Bundesebene stritten damals monatelang über eine Änderung des Grundrechts auf Asyl. Im Vorfeld der mehrmonatigen Diskussion flammten 1991/92 bundesweit rechtsextreme Gewalttaten gegenüber Migrant\*innen, darunter in Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen, auf.

Statt jedoch eine härtere Gangart gegen rechts einzuschlagen und die Diskussion um das neue deutsche Selbstverständnis mit den Migrant\*innen in Ost und West zu führen, kapitulierte der Staat vor der rechten Hetze bzw. benutzte die rassistischen Ausschreitungen für die Legitimierung des eigenen Handelns. Im Dezember 1992 schränkte der Bundestag mit den Stimmen von Union, FDP und SPD das deutsche Asylrecht stark ein. Im nationalen Rausch der Wendezeit trafen die Forderungen der Schläger\*innen, Brandstifter\*innen und rechten Parteien auf offene Ohren – in der breiten Bevölkerung

als auch in Bonn. Den Boden für diese weitreichenden Einschnitte hatte die vorangegangene Asyldebatte bereitet. Geführt von Medien und Politik heizte sie rassistisch motivierte Gewalt und Pogrome an, die allein im Jahr 1992 mehr als 30 Menschen das Leben kosteten.

Safer Çınar sieht die Wendezeit auch als die Zeit, in der der Rassismus in Deutschland erstarkt ist:

Mittlerweile war durch Hoyerswerda, Rostock viel über Rassismus, Gewalt, Tod und so weiter bekannt, sodass sehr viele Migrant\*innen sich nicht getraut haben. Dann kamen sie in die Beratung: Was soll ich machen? Ich habe gesagt, ich kann dir nicht raten, was du machen sollst. Natürlich passiert nicht jede Minute irgendwo ein Mord, aber es gibt eine drohende Gefahr und Unsicherheit.

Die offizielle Statistik redet von 170 Morden. Vermutlich sind es mehr. Das hat die Atmosphäre vergiftet und zwar auf beiden Seiten, weil bestimmte Rassisten auch in Teilen der Mehrheitsgesellschaft salonfähig geworden sind und die Lebensumstände natürlich sehr beeinflusst haben, auch subjektiv.

Fazit – Deutschland muss seinem neuen Selbstverständnis als Einwanderungsland gerecht werden

Die Beschäftigung mit dem Thema »Mauerfall und die migrantische Perspektive« sowie unsere Interviews mit Zeitzeug\*innen zeigt, wie sehr der Mauerfall nicht nur die deutsche Mehrheitsbevölkerung betraf, sondern auch die in der BRD lebenden Migrant\*innen.

Zu Beginn unseres Projektes überraschte es uns, dass einige der angefragten Interviewpartner\*innen meinten, obwohl sie hier seit z. T. über 30 Jahren wohnten oder gebo-

ren und aufgewachsen sind, hätten sie keinen Beitrag zu diesem Thema zu leisten. Als Teil der Minderheitsgesellschaft war man es nicht gewohnt Fragen zu diesem Thema gestellt zu bekommen, sodass die eigene Person, Erfahrung und Meinung aus dem Mauerfall und der Wendezeit exkludiert wurden. Nicht, weil »Minorisierte nicht sprechen können, sondern darum, dass sie, obwohl sie sprechen, nicht gehört werden.«<sup>6</sup> Die Unfähigkeit sich partizipativ am Diskurs der Wiedervereinigung zu beteiligen, rekuriert auf die Ausschlusserfahrungen, die viele in der Wendezeit gemacht haben. Niemand sagte damals, dass die Wiedervereinigung auch mit den in West- und Ostdeutschland lebenden ausländischen Mitbürger\*innen vollzogen werden müsse. Das neue deutsche Selbstverständnis beruhte immer auf dem Ethnischen und schloss das Migrantische aus.

Nach über 60 Jahren Einwanderung und Arbeitsmigration begreift sich Deutschland im Jahr 2020 als Einwanderungsland. Dies ist eine Chance, Forderungen zu postulieren und migrantische Erinnerungen zu konstituieren. Um jetzt 30 Jahre später die eigene migrantische Stimme und Erfahrung als wertvollen Beitrag für die deutsche Geschichtsschreibung zu erklären, müssen jahrzehntelange Ressentiments überwunden werden, um Leerstellen in der Geschichtsschreibung zu füllen und den mehrheitlich weißen Erinnerungsdiskurs mit der migrantischen Perspektive zu bereichern.

Die Erweiterung des Erinnerungskultur-

## Diskurses

De facto ist die bisherige Exklusion der migrantischen Perspektive aus der Erinnerungskultur zum Mauerfall ein Versäumnis der staatlichen Institutionen und gesellschaftlichen Organisationen, ein gesellschaftliches Unvermögen migrantische Geschichte abzubilden.

Statt weiterhin auf einseitige Schuldzuweisung zu bestehen oder zu warten, zu hoffen, dass vonseiten der Mehrheitsgesellschaft bzw. staatlicher Seite der rechtmäßige Platz in der Erinnerungskultur eingeräumt wird, ist es an der Zeit, dass Migrant\*innen und Aktivist\*innen selbst ihren Platz in der Erinnerungskultur und vor allen Dingen in der Geschichtsschreibung beanspruchen, da sie Teil dieser sind. Es geht darum, sich den Platz nehmen in der Auseinandersetzung mit dem Mauerfall und seinen Auswirkungen bis heute und für die Zukunft.

Die Aufarbeitung dieser Zeit durch Erstellung von audiovisuellen Oral-History-Beiträgen mit Zeitzeug\*innen für die Archive als auch die weitere wissenschaftliche und mediale Beschäftigung mit dem Thema würde den Anspruch, Teil des Narrativs der Erinnerungskultur zu sein, ausbauen und für folgende Generationen erlebbar machen.

Der in den Wendejahren erstarkte Rassismus und die seitdem von vielen Migrant\*innen gemachten rassistischen Erfahrungen wurden über lange Jahre nicht ausreichend von Staat und Gesellschaft als erfahrenes Unrecht und Leid beachtet. Sich den Langzeitfolgen des Rassismus seit der Wendezeit bis heute anzuschauen, die damals gemachten Fehler für die Analyse gegenwärtiger rassistischer Strukturen und Gewalt in der deutschen Gesellschaft zu nutzen und ein historisches Bewusstsein für das erlebte Leid zu entwickeln,

sind aktuelle Aufgabenstellungen, denen sich Deutschland mit seinem neuen Verständnis als Einwanderungsland stellen muss. Ereignisse wie die NSU-Morde oder zuletzt die rassistischen Morde in Hanau sind keine singulären Ereignisse von Einzeltätern, sondern stehen in der langen Tradition institutioneller Ignoranz in Bezug auf rassistische Morde und Gewalttaten.

Das geforderte gemeinsame Erinnern an den Mauerfall und den Vereinigungsprozess sowie die Bewertung dieser Ereignisse aus der migrantischen Perspektive, birgt Konfliktpotenzial. Doch gleichzeitig bietet diese eine herausfordernde Auseinandersetzung darüber, wer sich erinnern darf und wie gemeinsame Erinnerung definiert wird. Es erfordert für die Zukunft eine »inklusive Erinnerungskultur«:

Inklusive Erinnerungskultur zeigt auf, wer sich an wen erinnert und zu welchem politischen Zweck. Auf diese Weise wird Erinnerung als Mittel von Herrschaft sichtbar. Hier geht es dann um Herrschaftskritik. Sie zeigt auf, wer beim Erinnern marginalisiert wird, oder noch genauer: wer vergessen wird – und deshalb in unserer so historisch überbordenden Gegenwartsgesellschaft gar nicht erst über die Ressource von Geschichte verfügen darf. Hier geht es um die Sichtbarmachung des Vergessenen.<sup>7</sup>

Jetzt können neue Grundlagen für eine zeitgemäße Erinnerungskultur in der Einwanderungsgesellschaft geschaffen werden. Eine inklusive Erinnerungskultur an den Mauerfall unter Berücksichtigung der migrantischen Perspektive zu etablieren, ist der richtige Ansatz und eine Herausforderung, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen und ge-

schehenes Unrecht nicht wieder geschehen zu lassen.

Die Recherche »Mit offenem Blick | Açık bakışla« – Migrantische Perspektiven zur Erinnerungskultur des Mauerfalls und der Wendezeit« wurde mit Mitteln der Projektförderung des Bezirks Friedrichshagen-Kreuzberg unterstützt.

#### Anmerkungen

1 Die Videos sind auf dem Webprojekt Erinnern stören einsehbar.

2 Kahane, Anetta, Ich sehe was, was du nicht siehst: Meine deutschen Geschichten, 2004, S. 186.

3 »Die Türken kommen – rette sich, wer kann«, in: Der Spiegel, 31/1973. Online abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-41955159.html> [letzter Zugriff: 30.04.2020].

4 Kleff, Hans-Günter, »Die Bevölkerung türkischer Herkunft in Berlin-Kreuzberg – eine Bestandsaufnahme«, Seite 83 der Druckausgabe. Online abrufbar unter: <http://library.fes.de/fulltext/asfo/00267009.htm#E10E27> [letzter Zugriff: 30.04.2020].

5 »GETTOS – Stopp für Türken«, in: Der Spiegel, 45/1974. Online abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-41652373.html> [letzter Zugriff: 30.04.2020].

6 »Bei den Leerstellen in der Geschichtsschreibung und bei den hegemonialen Einschreibungen in unseren (westlichen, mehrheitlich weißen) Erinnerungsdiskurs geht es nicht nur darum, dass sogenannte Minorisierte nicht sprechen können, sondern darum, dass sie, obwohl sie sprechen, nicht

gehört werden.« aus der Diskussion: »Zuhören als antirassistische Praxis – Das akustische Gedächtnis der Migration ME- MORY LAB #5« vom 09.07.2019 im Alten Pfandhaus, Köln mit Ayse Güleç, Sefa Inci Suvak, Achim Lengerer und weiteren Gästen. Online abrufbar unter: <https://de.qantara.de/inhalt/diskussion-zuhoren-als-antirassistische-praxis-das-akustische-gedaechtnis-der-migration> [letzter Zugriff: 30.04.2020].

7 Lücke, Martin, »Zur Diskussion – Inklusivität in Erinnerungskulturen«, online abrufbar unter: <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/14206> [letzter Zugriff: 30.04.2020].